

Autor/-in: Von Theresa Tröndle
Seite: 72 bis 76
Rubrik: Kultur

Jahrgang: 2024
Nummer: 27
Auflage: 325.715 (gedruckt)¹ 301.333 (verkauft)¹
 303.398 (verbreitet)¹
Reichweite: 3,88 (in Mio.)²

Mediengattung: Zeitschrift/Magazin

¹ IVW 1/2024

² AGMA ma 2024 Pressemedien I

Die gestohlene Erinnerung

Ein Berliner Museum gibt Kolonialkunst zurück. In Namibia beginnt damit der Kampf um das kulturelle Erbe und die eigene Identität

Es war ihre erste Reise nach Deutschland. Im Frühjahr 2019 flog Golda Ha-Eiros von Namibia nach Berlin. Die Kuratorin sollte drei Monate lang im Ethnologischen Museum arbeiten und eine Ausstellung mit Objekten aus Namibia konzipieren. Als man ihr das Depot aufschloss, war sie erstaunt. Nicht, weil dort 1400 Objekte aus ihrer Heimat lagerten, die Soldaten und Missionare während der Kolonialzeit gestohlen hatten. Sondern weil sie so schön waren.

Sie sah eine Holzfigur, behängt mit Perlen aus Straußenei, eine Patchworkdecke aus Leder, die dem Panzer einer Schildkröte ähnelte. Und dann war da noch diese Stoffpuppe mit dem weiten Rock und den Puffärmeln, die so sorgsam vernäht waren, wie sie es noch nie gesehen hatte. Ha-Eiros war überrascht, wie genau ihre Vorfahren gearbeitet hatten, wie raffiniert sie Materialien kombiniert, sie mit Fuchshaar, Perlen und Muscheln verziert hatten. Was sie sah, passte nicht zu den Erzählungen von Chaos und wilden Kriegern, die das Land geprägt hätten, bevor die Deutschen eindrangten.

In diesem Moment, erzählt Ha-Eiros viereinhalb Jahre später, habe sie verstanden, wie wenig in ihrer Heimat über das Leben vor der Kolonisierung bekannt sei. Dass es in der Geschichte ihres Landes eine Lücke gebe.

Golda Ha-Eiros ist 38 Jahre alt und Kuratorin im Nationalmuseum von Namibia, ein flacher Bau in der Hauptstadt Windhoek zwischen Hilton-Hotel und Christuskirche. Sie sitzt vor ihrem Laptop, die Jalousien sind heruntergelassen, drei Ventilatoren summen. Die Hitze drückt trotzdem herein. Um Ha-Eiros herum liegen 23 weiße Kartons, manche sind geöffnet, viele geschlossen.

„Stoffpuppe“ steht auf einem, „Kopfschmuck“ und „Drillingsbecher für Bier“ auf anderen.

Europäische Museen besitzen Schätzungen zufolge zwischen 80 und 90 Prozent des afrikanischen Kulturerbes. Das meiste davon stammt aus Kolonialzeiten. In deutschen Museen lagern etwa 40 000 Objekte aus Kamerun und bis zu 16 000 aus Namibia – viel mehr als in den beiden Ländern selbst. Das könnte sich nun ändern. Erste Museen haben angefangen, geraubte Kunst zurückzugeben, auch durch den Druck der Postcolonial Studies an den Universitäten und der Black-Lives-Matter-Bewegung. Im Mai 2022 übergab das Ethnologische Museum in Berlin 23 Objekte an Namibia. Für westliche Museen endet die Geschichte oft mit der Rückgabe. In Namibia beginnt sie jetzt erst. „Wir müssen wieder einen Zugang zu unserem kulturellen Erbe finden“, sagt Ha-Eiros. Können die Objekte aus Berlin dabei helfen?

In Europas Museen lagert ein Großteil des afrikanischen Kulturerbes

Die Rückgabe ist Teil eines gemeinsamen Projektes des Ethnologischen Museums in Berlin und der Museums Association of Namibia. Es heißt „Confronting Colonial Pasts, Envisioning Creative Futures“ und soll zeigen, wie Herkunftsländer von Anfang an in diesen Prozess miteinbezogen werden können. Das Berliner Museum nennt diesen Ansatz „einzigartig und wegweisend“, er soll das Verhältnis zwischen den beiden Ländern neu bestimmen.

Das ist von der Vergangenheit belastet. 1883 hatte sich ein Bremer Tabakhändler mit einem Trick große Gebiete vom Volk der Nama gesichert. Er verwendete nicht englische Meilen, mit denen

die Nama vertraut waren, sondern deutsche. Sie waren fast fünfmal so lang. 30 Jahre lang besetzte das damalige Kaiserreich Namibia. Soldaten töteten viele Tausend Herero und Nama, zerstörten Felder und Brunnen und plünderten: Schmuck und Waffen, aber auch Alltägliches.

Die Stoffpuppe etwa, die Golda Ha-Eiros viele Jahre später in Berlin auffiel, gehörte einem Herero-Mädchen. Man weiß nicht mehr, wie sie hieß, und auch nicht, von wem sie die Puppe bekommen hatte. Vielleicht hat sie sie selbst genäht, vielleicht ihre Mutter. Das Mädchen lebte in Otjimbingwe, einer Siedlung, die wichtig war, weil es Kupfer in der Nähe gab und ein mächtiger Herero-Führer dort lebte. Die Deutschen schickten Missionare in den Ort, unter ihnen den 23 Jahre alten Carl Gottlieb Büttner aus Königsberg. Er soll die Puppe gegen Vieh eingetauscht und kurz vor seinem Tod dem Museum in Berlin geschenkt haben. Dort wusste man nicht so recht, wohin mit ihr. Die Puppe, 23 Zentimeter groß, 100 Gramm schwer, passte nicht zur Vorstellung von afrikanischer Kunst: Sie war nicht so schön wie die Büste Nofretetes und nicht so wertvoll wie die Benin-Bronzen. Also ließ man sie meist im Depot, Inventarnummer D 1300. Über ein Jahrhundert lang lag sie dort – von den Deutschen vergessen, von den Namibiern vermisst. Und irgendwann auch das nicht mehr. Erinnerung stirbt, wenn man sie nicht pflegt. Jetzt ist das Stück Geschichte zurück im Nationalmuseum, bei Golda Ha-Eiros und ihren drei Mitarbeiterinnen. Sie wollen die Puppe und die anderen Objekte an diesem Morgen offiziell in den Bestand aufnehmen. Ha-Eiros erklärt eine Liste auf ihrem Laptop: „Hier kommt das Eingangsdatum rein,

hier der traditionelle Name und hier, woher der Sammler das Objekt hat.“ Die Frauen nicken.

Dann steht Ha-Eiros auf, das Gespräch will sie woanders führen. Sie geht über den Flur, vorbei an Schaukästen mit Pelikan-Tintenfassern, und weiter Richtung Bibliothek, wo ein Großes Deutsches Wörterbuch im Regal steht. Vor 115 Jahren, als man Namibia noch „Deutsch-Südwestafrika“ nannte, war im Gebäude des heutigen Museums eine Realschule untergebracht. Ha-Eiros erzählt, wie sie selbst im Unterricht etwas über Hitler und die Konzentrationslager von Auschwitz gelernt habe. „Mein eigenes Land hat keine Rolle gespielt“, sagt sie. In der Bibliothek setzt sie sich auf einen Bürostuhl, das Leder ist an vielen Stellen aufgerissen. Der Staat habe kein Geld für Kultur. Auch deshalb würden die Objekte aus Berlin noch in Kisten liegen. Nur wer ein Treffen mit ihr vereinbart, kann sie sehen.

Das Nationalmuseum hat mehrere Ausstellungsorte, verteilt über die Hauptstadt. Da ist das Owela Museum die Straße runter und die Alte Feste gegenüber, das ehemalige Quartier der deutschen Schutztruppen. Das Problem: Die Gebäude müssen saniert werden. Bei der Alten Feste hat man zwar im April dieses Jahres angefangen, aber das Geld wird nicht reichen. Es fehlen 25 Millionen Namibische Dollar, etwa 1,3 Millionen Euro. Das Owela Museum wurde vor ein paar Jahren auf unbestimmte Zeit geschlossen. Aus dem Kulturministerium heißt es, es gebe dringendere Probleme. Ha-Eiros hat deshalb selbst mitgeholfen, einen Raum herzurichten, in dem die Kisten lagern können. Sie hat Regale gekauft und die Wände mit einer Farbe gestrichen, die Termiten und Spinnen fernhält.

Es ist nicht das erste Mal, dass Objekte nach einer Rückgabe aus der Öffentlichkeit verschwinden. Die Benin-Bronzen, die die Bundesregierung Ende 2022 an Nigeria ausgeliefert hat, sollten eigentlich in einem Museum ausgestellt werden. Dann aber gab die nigerianische Regierung sie an den Erben des ehemaligen Königreichs Benin weiter. Die Bronzen liegen jetzt in seiner privaten Sammlung. Seitdem diskutiert man in Europa: Die einen sagen, unter diesen Bedingungen sei es nicht sinnvoll, Objekte zurückzugeben. Die anderen finden, europäische Länder dürften Restitutionen nicht daran knüpfen, wie das Herkunftsland mit ihnen umgeht.

Die Frage, wohin die lang verschollene Kunst gehört, stellt man sich auch in Namibia. Fritz Isak Dirkse sagt: „Die einzig rechtmäßigen Besitzer sind die Communities, nicht die Museen.“ Dirkse ist 50 Jahre alt, gehört zur Nama Traditional Leaders Association, einer Vereinigung der Nama-Stammesältesten, und lehnt seinen deutschen Namen heute ab. Er will Zak genannt werden.

Zak hört bei unserem Treffen das erste Mal von den Rückgaben aus Berlin. Er schaut sich die Liste mit den Objekten an. „Das hier ist von uns“, sagt er und zeigt auf einen geflochtenen Korb, „das hier auch und das hier.“ Dann schweigt er. Die Nama wurden übergangen – schon wieder.

Zak erzählt von menschlichen Überresten, die 2018 von der Bundesregierung zurückgegeben worden und seitdem im Nationalmuseum weggesperrt seien. Er habe Briefe geschrieben, weil er seine Vorfahren nach

Hause holen wolle, um sie zu beerdigen. Die Schreiben seien ignoriert worden. „Man handelt immer wieder gegen unsere Rituale, gegen unsere Religion, gegen alles“, sagt er. Je länger er erzählt, desto mehr schleicht sich Wut in seine Stimme. Er verliert sich in Monologen, schimpft über die beiden Länder, die nur ein friedliches Bild zeichnen wollten, aber nicht ehrlich an einer Restitution interessiert seien. „Hätte man uns gefragt, ob wir die Objekte zurückhaben wollen“, sagt er und blickt auf die Liste aus Berlin, „wir hätten abgelehnt.“ Weil er sicher sei, er und seine Community wären wieder nicht ausreichend einbezogen worden. Zak fordert zuerst gesetzliche Regelungen: In Namibia müsse klar sein, was nach einer Rückgabe passiert. Und in Deutschland müsse ein Gesetz die Museen dazu bringen, alle Objekte zurückzugeben.

Zak und die anderen Stammesältesten können die Rückgabe nicht von der Frage nach Wiedergutmachung lösen, so stark ist die Geschichte für sie verschattet von den Verbrechen an den Herero und Nama. Golda Ha-Eiros wünscht sich mehr Offenheit. „Manchmal habe ich das Gefühl, unsere Vergangenheit wird auf den Genozid reduziert“, sagt sie. „Berlin hat die Objekte als kulturelles Erbe zurückgegeben, nicht als Entschuldigung.“

Ha-Eiros will den Fragen nachspüren, die sie sich damals im Berliner Depot gestellt hat: Wann haben ihre Vorfahren die Dinge hergestellt? Wie? Und wozu?

Dabei sollen ihr sieben Community Researcher helfen, Wissenschaftler, die sie beauftragt hat, mit Fotos von den Objekten und einer Art Fragenkatalog durchs Land zu reisen. Sie leben eine Zeit lang mit den Völkern, von denen die Objekte stammen, und sammeln ihre Geschichten.

Es ist erst ein paar Tage her, dass sich Ha-Eiros mit den Wissenschaftlern getroffen hat, in einem Dorf drei Stunden entfernt von Windhoek. Sie zeigt Fotos von sich und den anderen, wie sie auf Steinen sitzen, vor einem Flussbett, das die Hitze aufgerissen hat. Einer der Wissenschaftler habe erzählt, dass auch andere Stämme die getrockneten Kürbisse nutzten, in die die Kavango ihre Milch füllten, zum Beispiel als Regenmacher. Das war komplett neu, sagt Ha-Eiros. „Wir haben dann festgestellt, dass viele Objekte von mehreren Stämmen genutzt werden.“

Für Ha-Eiros bedeutet Provenienzforschung, herauszufinden, was die kulturellen Objekte einmal bedeutet haben und wofür sie heute stehen. In Deutschland geht es oft um die Frage nach dem rechtmäßigen Besitz. Damit kann sie wenig anfangen: „Was bringt es, zu wissen, dass es ein Bittner oder Büttner war, der die Puppe genommen hat, wenn ich nicht weiß, wer sie genäht hat?“

„Mir helfen die Puppen, herauszufinden, wer ich bin“

Um die Geschichten aus den Dörfern für alle sichtbar zu machen, hält Ha-Eiros am Konzept Museum fest. Gerade hat sie die überlieferten Erinnerungen zusammen mit den Objekten aus Berlin erstmals öffentlich gezeigt, in der Nationalgalerie ein paar Straßen entfernt vom Museum. Und weil Ha-Eiros weiß, dass es junge Menschen braucht, die die Geschichten irgendwann weitertragen, hatte sie zuvor vier Künstlerinnen und Künstler beauftragt, sich von den Objekten inspirieren zu lassen.

Eine von ihnen ist Tuaovisiua Katuuo. Sie wohnt am Stadtrand von Windhoek, wo die Häuser kleiner werden und den Blick freigeben auf die Hügel, die an die Hauptstadt grenzen. Katuuo empfängt in ihrem Atelier, eigentlich nur ein kleiner Raum neben dem Wohnzimmer, in dem ihre beiden Töchter spielen. Zwei Nähmaschinen am Fenster, gefaltete Stoffbahnen, Garnspulen. An der Wand klebt ein Foto: die Puppe aus Berlin.

Katuuo ist 34 Jahre alt und im Osten des Landes aufgewachsen. Ihr Vater hielt Rinder, wie die meisten Herero-Männer,

ihre Mutter kümmerte sich um die vier Kinder.

Sie brachte ihnen bei, was es heißt, mit wenig auszukommen, nähte Puppen aus Stoffresten, statt welche zu kaufen. „Es gab damals nur weiße Puppen in den Shops, keine, mit denen ich mich identifizieren konnte“, sagt Katuuu. Die Puppen der Mutter seien ihre Vorbilder gewesen, ihre Beschützerinnen und Vertrauten. „Ich habe ihnen erzählt, was ich niemandem sonst verraten habe“, sagt sie. Als sie elf oder zwölf war, brachte ihr die Mutter bei, sie selbst zu nähen. Heute sind die Puppen zum Symbol von Katuuos künstlerischer Arbeit geworden.

Vor zwei Jahren erzählte ein ehemaliger Uni-Dozent Katuuu von der Puppe aus Berlin. An die Begegnung kurz nach der Rückgabe erinnert sie sich so: „Ich musste 34 Jahre alt werden, um etwas so Altes zu sehen. Ich habe sie angesehen

und berührt. Die Vorstellung, dass meine Vorfahren vielleicht damit gespielt haben ...“, dann bricht sie den Satz ab.

Später erzählt sie, dass sie geweint habe – weil ihrem Land so viele Geschichten genommen worden seien. Und auch vor Rührung, weil sie helfen dürfe, diese wiederzufinden. Katuuu hat für die Ausstellung verschiedene Arbeiten gefertigt: eine Art Teppich, auf den sie Puppen genäht hat, Stoffbahnen, auf die sie Puppen gedruckt hat, eine Skulptur. „Für viele sind das wahrscheinlich nur Puppen. Mir haben sie geholfen herauszufinden, wer ich bin“, sagt sie.

Das Projekt verdeutlicht, wie kompliziert Rückgaben sind. Weil es schwierig ist, zu klären, wem Kulturgüter gehören, wer sie ausstellen darf und wo. Es zeigt aber auch, wie wichtig sie sind. Die Objekte aus Berlin sind materiell nicht so wertvoll wie die Bronzen von

Benin oder die Büste der Nofretete. Aber sie sind näher an den Menschen und ihrem Alltag, an ihrem Leben. Und so funktioniert kulturelle Erzählung: Nur wer sich wiederfindet, wer einen Teil von sich im anderen erkennt, trägt sie weiter. Die Objekte können Namibia helfen, Stück für Stück seine Geschichte freizulegen und den Menschen dadurch zu zeigen, woher sie kommen. Wer sie sind.

Tuaovisiua Katuuu hat ihre beiden Töchter mit zur Ausstellung genommen und ihnen die Stoffpuppe gezeigt. Sie sollten nicht so lange warten müssen wie sie.

Theresa Tröndle fühlte sich bei ihrer Recherche in Namibia sehr merkwürdig, wenn sie Straßennamen wie „Nachtigall“ oder ein Schild mit der Aufschrift „Männerturnverein“ sah

Wörter:

2166